



DIE ZEIT



Der Pilatus, von allen Seiten

Die Mainzer Schriftstellerin ELENA FISCHER nimmt sich vor, den Luzerner Hausberg zu besteigen. Warum zögert sie?

Wenn ich aus meinem ersten Roman lese, werde ich oft gefragt, ob ich das Meer ebenso liebe, wie die Hauptfigur Billie es tut. Ich verneine, denn ich habe mein Herz an die Berge verloren. Für Joseph, den Helden in meinem neuen Roman *Wirf einen Schatten*, stellt sich diese Frage nicht. Er kennt nur die Welt, in der er aufgewachsen ist, und sagt: »Die Berge sind die Berge. Sie lassen einen, wie man ist.« Doch stimmt das überhaupt? Und was bedeutet es?

Die Fragen nahm ich mit in die Schweiz, zu meiner dreiwöchigen Literaturresidenz am Vierwaldstättersee in einem kleinen Grandhotel in Luzern. Das klingt romantisch, ich weiß! Das klingt nach Schreiben im Morgenmantel, danach, den Blick verträumt in die Ferne zu richten, auf den glitzernden See und den schneebedeckten Pilatus, Luzerns Hausberg. Doch schnell stelle ich fest, dass mir die Romantik beim Arbeiten weniger hilft als gedacht. Was hilft, ist dranzubleiben.

Am ersten Abend in Luzern fühle ich mich einsam. Wann war ich zum letzten Mal mehrere Tage lang allein und ohne Verpflichtungen? Ich kann mich kaum daran erinnern. Wer sind wir, wenn wir nicht gerade Mutter, Partnerin, Freundin oder Schwester sind? Joseph aus meinem Buch sagt: »Es gab die Stille des Alleinseins, die eher eine Art Ruhe war und besonders in den Bergen zu innerem Frieden werden konnte.« Na, mal sehen, denke ich, während ich auf dem Hotelbett sitze. Der Pilatus sieht mir beim Nichtstun zu.

Mein Schwung ist am nächsten Tag zurück, denn plötzlich fällt mir wieder ein: Ich bin Autorin! Und ich habe Zeit! Ein Glücksversprechen, wenn man bedenkt, dass die meisten von uns dauergestresst sind. Ich erinnere mich daran, was ich alles tun will – am besten alles auf einmal. Wer Zeit geschenkt bekommt, sollte sie bestmöglich und effektiv nutzen, oder nicht? Wer Autorin ist, sollte spätestens in der Literaturresidenz noch mehr zur Autorin werden.

Jeden Morgen stehe ich motiviert auf. Die Tage vergehen, der Pilatus ist immer derselbe, nur das Wetter um ihn herum ändert sich. Etwas Tröstliches liegt darin, bis sich ein anderes Gefühl anschleicht, listig, von der Seite: Unbehagen. Ich hatte mich so darauf gefreut, den Bergen zu begegnen, und nun drücke ich mich davor, ihnen näherzukommen. Seit zwei Wochen schleiche ich am Pilatus vorbei, er ist überall. Vor meinem Fenster, wenn ich mit erhobenem Kopf und geradem Rücken an der Seepromenade entlanggehe, und egal, an welchem Aussichtspunkt ich stehe: Der Berg ist da. Ich will ja hoch. Warum tue ich es nicht einfach?

Wir drücken uns aus unterschiedlichsten Gründen. Und meist nicht, weil wir faul sind,

sondern weil wir Angst haben. Zu scheitern, unseren eigenen Ansprüchen nicht zu genügen, etwas zu sehen, das wir nicht sehen wollen. Ich kenne das vom Schreiben, auch wenn es lange nicht mehr passiert ist.

Am vorletzten Tag mache ich mich endlich in Schneehose und Wanderschuhen, mit Rucksack und Stöcken auf den Weg. Es passiert genau das, was ich befürchtet habe: Ich fühle mich gleichzeitig zu gut ausgerüstet für das, was ich vorhabe (mit Gondel und Luftseilbahn hoch bis Pilatus Kulm und anschließend ein Stück hinunterwandern), und zu schlecht für das, was ich eigentlich gerne getan hätte, mich aber nicht getraut habe: eine Nacht allein in den Bergen verbringen, im Zelt.

Es ist kein Geheimnis, dass die Schweizer Berge massentouristisch erschlossen und durchökonomisiert sind. Die Bahnen sind so minutiös getaktet wie der restliche Verkehr im Land. Auch kann man nach oben, ohne einen Tropfen Schweiß zu verlieren. Oder in Flipflops. Lässt sich die Sehnsucht nach dem Zauber der Berge, nach Ruhe und Zurückgezogenheit überhaupt stillen?

Ich versuche, meinen Ausflug zu genießen, trotz der vielen Touristen und Touristinnen, die ich noch aus der Gondel erblicke, trotz der Tatsache, dass ich mich mit meinen Stöcken der Lächerlichkeit preisgebe,

beinahe so, wie Mark Twain es humorvoll beschreibt: »Wenn seine Reisen [...] zu Ende sind, wirft er diesen Besenstiel nicht fort, sondern schleppt ihn nach Hause [...] Wenn der Reisende ihn kauft, ist er drei Franken wert, aber um eine Goldgrube könnte man ihn nicht kaufen, nachdem seine großen Taten darauf eingeritzt sind.«

Zu meiner Rechten taucht das Klimsenhorn auf, ein Felsen wie eine Nase, unterhalb eine Kapelle. Bei der Station Pilatus Kulm steige ich aus und wende mich in alle Richtungen. Im Südwesten liegen die Alpen, im Südosten der Titlis, im Norden Luzern mit seiner Seenlandschaft – das Panorama ist beeindruckend. Ich staune, wie sehr uns die Berge das Gefühl geben können, klein und unbedeutend zu sein.

Als ich hinunterwandere, umgeben von Wald und Wiese und von den Lauten der Tiere, bekomme ich doch noch eine Idee davon, wie es sich anfühlen mag, alleine in den Bergen zu sein. Mir ist, als würde ich gleichzeitig verschwinden und auftauchen. Meine Beine bewegen sich von selbst, meine Gedanken werden langsamer. Nach einer Weile höre ich auf zu werden, bin einfach nur. Ist es das? Dass die Berge einen lassen, wie man ist?

Elena Fischer, 38, lebt mit ihrer Familie in Mainz. Sie war Literatur-Residentin in Luzern.

Im Juli erscheint ihr neuer Roman »Wirf einen Schatten« bei Diogenes



Den Bergen nahe:
Elena Fischer, 38,
Schriftstellerin